Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 16 (1911-1912)
Heft: 12

Artikel: Das Ideal der Humanität
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-310864

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der nächste Kongress soll in vier Jahren in Paris stattfinden; als der dortige Vertreter zum Schluss ausrief: „Au revoir à Paris!“ da klang's wohl in manchem Herzen: „Ja, sicher, wenn's möglich ist!“

Das Ideal der Humanität.*

In einem Buch über „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee“ hat Ed. Spranger (1909) das klassische Bildungsideal oder das Ideal der Humanität nach allen Seiten dargestellt. Er umschreibt es, in freiem Anschluss an Humboldt, durch die drei Begriffe: Individualität, Universalität, Totalität. Die Forderung der Individualität besagt in diesem Zusammenhang, dass das Individuelle nicht bloss als Schranke, sondern als etwas Wertvolles empfunden wird, oder mit andern Worten, dass das Ideal sich nicht in einem Einzelnen verwirklichen kann, sondern nur in der Gesellschaft; das Ideal der Humanität verlangt nicht ein Auslöschen, wohl aber ein Erweitern und Läutern der persönlichen Eigenart. Das geschieht aber durch die Universalität, d. h. durch die reichste Berührung mit der Aussenwelt und die willigste Aufnahmefähigkeit. Die durch Aneignung der Welt emporgeläuterte Eigentümlichkeit wird zur Totalität. Dieses Höchste wird nur erreicht, wenn der Einzelne das, was er an Wissen und Lebenserfahrung aufnimmt, auch innerlich verarbeitet und sich zu eigen macht.

Universalität des Wissens war schon ein Ideal der Aufklärung, der Sturm und Drang erweiterte es zur Universalität des Erlebens; doch drohte ihm die Gefahr der Zersplitterung, da die Notwendigkeit, das Erfahrene innerlich zu verarbeiten, Einheit in die Fülle zu bringen, nicht erkannt war. Auch das Recht des Individuellen, das ja begeistert verkündet wurde, war nicht in seiner Tiefe erfasst, nämlich nicht als Aufgabe, die zu verwirklichen ist; dieses Recht könnte zur Willkür werden, wenn man es verschmähte, sich zu binden und zu bilden.

Diesen Gefahren entging Gœthe eben durch die ernste und strenge Selbsterziehung, in der der eigentliche Wert des ersten Weimarer Jahrzehnts für seine Entwicklung besteht. Deutlich empfand er selbst, wie er innerlich über den Sturm und Drang hinauswuchs; am entschiedensten spricht das eine Aufzeichnung des Tagebuchs vom 7. August 1779 aus, die deshalb vollständig niedergegeben sei: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wissbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe, wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmässigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die

---

* Dieses auch für die heutigen Bildungsbestrebungen wichtige Kapital entnahmen wir mit Erlaubnis des Verlages dem Büchlein „Gœthe und seine Zeit“. Siehe Büchertisch.

Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohltätig abzutrocknen. Die Zeit, dass ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktober getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, dass wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge; dass man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden." — Hatte Gœthe früher in der Leidenschaft die höchste Steigerung seines Daseins gefunden, so fleht er nun: „Süsser Friede, komm', ach komm' in meine Brust" oder freut sich, „in einem unendlich reinen Mittelzustand ohne Freud und Schmerz" zu sein (an Frau von Stein, 15. September 1776). Hatte er früher ungestüm aber planlos sein Dasein erweitern wollen, so kehrt nun kein Wort häufiger wieder, als das Wort Beschränkung, und durch Beschränkung hofft er zur „wahren Ausbreitung" zu gelangen. (Tagebuch, Bd. 1, S. 61.) Aufgegeben ist also das Ziel nicht, nur der Weg, den Gœthe einschlägt, ist ein anderer. Er beschränkt sich auf wenige Aufgaben, die seine Kräfte nicht übersteigen, um Schritt für Schritt den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Und über das gefühlmässige Erfassen der Welt und des Lebens strebt er hinaus zur bewussten Klarheit. Hatte der Stürmer und Dränger unter den Schranken gelitten, die menschlichem Wissen gesetzt sind und es eben deshalb gering geschätzt, so trachtet Gœthe nun darnach, sein Wissen nach allen Richtungen zu erweitern und zu vertiefen.

Und so gelingt es ihm in unermüdlicher Ausdauer nach und nach fast alle Gebiete des Wissens zu erobern und, was nicht minder wichtig ist, sie sich wirklich zu eigen zu machen, allen Wissensstoff mit einer einheitlichen Auffassung zu durchdringen. Wie klar er auch diese Aufgabe erkannt hat, zeigt wiederum eine Tagebuchaufzeichnung (vom 14. Juli 1779) sehr deutlich: „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen ... Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimnis, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rate gehen muss und niemanden anhören darf."

Wie der Anschluss an die strenge Wissenschaft der Gefahr der Zersplitterung vorbeugte, so verhütete die höhere Wertschätzung der Sitte die Verwechslung von Eigenart und Willkür. Nicht zur Unterdrückung der Persönlichkeit, aber zur Klarheit darüber, was an ihr zu entwickeln, was niederzukämpfen war, führte die Auseinandersetzung mit den sittlichen Anschauungen, die die Menschheit in langer Kulturarbeit erworben hatte. Nicht in der Durchsetzung eines Angeborenen, sondern in der fortschreitenden Entwicklung und Läuterung der persönlichen Begabung sah Goethe seine eigentliche Aufgabe. Diese tiefe Auffassung vom Wesen des Persönlichen hat er nirgends schöner ausgesprochen als in zwei berühmten Strophen der „Geheimnisse":

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muss in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.

Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht: sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reisst uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äussern Streite
Vernimmt der Geist ein schwerverstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Sein eigenes Wesen, seine wahre Persönlichkeit erringt demnach nur der, der „sich selbst" bezwingt, d. h. alle unedlen Regungen, die die Entwicklung der „wahren" Persönlichkeit hemmen, überwindet; nur der ist wahrhaft frei zu nennen, er hat sein Selbst in allen innern und äussern Stürmen fest behauptet, sich selbst verwirklicht, alles Fremde sich dienstbar gemacht. Das eigenste Wesen des Menschen ist also etwas im Kampfe zu erringendes; nur vom Sieger in diesem Kampfe kann man sagen: „Das ist er, das ist sein eigen." Persönlichkeit ist ein Idealbegriff, eine Aufgabe, die der Mensch in seinem Leben verwirklichen soll; wem das gelingt, der hat sein Leben zum Kunstwerk gestaltet. Wie klar und leidenschaftlich Goethe in Weimar nach diesem Ziele strebte, zeigt am schönsten ein Brief an Lavater (Sept. 1780): „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und lässt kaum augenblickliches Vergessen zu."

Selbsterziehung, Ausbildung der Persönlichkeit war das höchste Ziel, das Goethe in Weimar nicht aus den Augen verlor. In seinem Amt, das ihn gewiss oft drückte, hat er nicht nur auf Freundschaft für Karl August, nicht nur in der Hoffnung, dem Lande zu dienen, so lange treu ausgehalten, sondern vor allem in der klaren Erkenntnis, dass diese Tätigkeit jener höchsten Aufgabe förderlich war. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele", schreibt er am 13. Januar 1779 in sein Tagebuch, „wenn sie entladen ist, spielt sie freier und geniesst des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, die schönste der Gaben wird ihm ekel." Zu den vielen, die Goethe ungern in so viel Amtsgeschäfte verstrickt sahen, gehörte Merk; er suchte Goethe durch seine Mutter zur Rückkehr nach Frankfurt zu bewegen, indem er ihr schrieb: „Die Hauptsache hat er nun zustande gebracht. Der Herzog ist nun, wie er sein soll; das andere Dreckwesen soll ein anderer tun; dazu ist er zu gut"; Goethe aber entgegnete (am 11. August 1781), dass er dabei mehr gewinne als aufopfere und täglich reicher werde; er habe an Aufgaben, denen er nicht gewachsen sei, seine Kräfte geübt, sich und andere kennen gelernt und Prüfungen durchgemacht, deren er zu seiner Ausbildung sehr bedürftig war; noch jetzt könne er sich keinen glücklicheren Zustand wünschen: „Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter

würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im grossen, bald im kleinen anzuwenden.“ Er hat als Minister seinem Lande und seinem Fürsten manchen Dienst leisten können, mindestens ebenso wichtig war ihm die strenge Zucht des Amtes, die Entwicklung und Anspannung aller Kräfte.

Goethe hat einmal in stolz-bescheidenen Versen die Stimme seines Lebens ausgesprochen:

„Weite Welt und breites Leben
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets geründet,
Nie geschlossen, oft gegründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefasstes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.“

Es ist in der Tat eine ungeheuer reiche Welt, die Goethe erfahrend und erlebend in sich aufgenommen hat, er hat den Kreis seiner Erfahrungen „nie geschlossen“, ihn immer wieder erweitert und bereichert. Und all das gewaltige Wissen schliesst sich zu einer Einheit zusammen: Natur- und Lebenanschauung, Kunstanschauung und Kunstübung stehen in engster Wechselwirkung miteinander, alles trägt und stützt sich gegenseitig: mit dem Auge des Künstlers sieht Goethe die Natur, und die Naturforschung fördert den Dichter. Als Mensch wusste Goethe im „breiten Leben“ beide Klippen zu meiden: ein frühzeitiges und eigensinniges Sichabschliessen, das zur Verkümmerung, ein Sichverlieren, das zur Aufhebung der eigenen Persönlichkeit führt. Die Entfaltung und Steigerung aller in ihm schlummernden Lebensmöglichkeiten hat er stets als seine höchste Aufgabe angesehen und sie mit bewundernswerter Klarheit im Auge behalten. So konnte er in seinen besten Augenblicken jenem Ideal der Humanität nahekommen, das sein Jahrhundert so heiss ersehnte. Die „heidnische“ Welt- und Daseinsfreude ist in ihm so geläutert und durchgeistigt, dass sie nicht mehr im Gegensatz zu christlicher Weltüberwindung steht. Er durfte sich, was für Schiller das Kennzeichen einer schönen Seele ist, dem Triebe, seinem natürlichen Begehren, ohne Gefahr missgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertrauen.

Diese abgeklärte Harmonie, dieses innere Gleichgewicht der Seele war kein Geschenk der Natur, sondern durch mühevolle Arbeit errungen, und noch im Alter verraten Leidenschafts- und Wutausbrüche, welches Mass von Selbstbeherrschung dazu gehört haben muss, eine so vulkanische Natur so zu mässigen, wie Goethe es getan hat. Weil das Verlangen nach dem seelischen Gleichgewicht in Goethe so stark war, hat er im Leben und Dichten fast ängstlich alle allzu heftigen Erschütterungen gemieden. Er selbst hat gestanden, dass der Versuch, eine Tragödie zu schreiben, ihn aufreiben würde. Daher tritt uns in seinen Dichtungen der Ernst des Lebens in seiner ganzen furchtbaren Härte nicht entgegen, alle Dissonanzen müssen sich bei ihm in Harmonien auflösen. Was seine Grösse ist, ist auch eine Grenze seiner Persönlichkeit.

In einer andern Beziehung hat Goethe selbst empfunden, dass auch sein Lebensideal keine unbegrenzte Gültigkeit hat, dass der Wandel der Zeiten andere Forderungen an die Menschheit stellte. Zögernd und mit einer gewissen Einschränkung hat er in den „Wanderjahren“ dem Geist einer neuen Zeit bedeutsame Zugeständnisse gemacht. Dennoch ist ihm die Steigerung der eigenen Persönlichkeit bis zuletzt das Höchste geblieben.

Dieses Ideal zu verwirklichen, wird immer schwerer, je mehr die Kräfte des Einzelnen durch die Allgemeinheit und ihre Aufgaben in Anspruch genommen werden. Mit voller Kraft im öffentlichen Leben wirken und dabei doch die persönliche Bildung nicht vernachlässigen, das ist die erweiterte Aufgabe der Gegenwart. Das Humanitätsideal hat sich gewiss nicht überlebt; es hat heute seine volle Bedeutung wie vor hundert Jahren. Und wenn wir heute in einer andersgearteten Zeit immer wieder auf Goethe zurückblicken, so hat das den Sinn, dass wir uns die Errungenschaften der glänzendsten Zeit unseres geistigen Lebens nicht rauben lassen wollen. Von Goethes Werken gilt, was er von seinem Briefwechsel mit Schiller gesagt hat (an Knebel, 24. Dezember 1824); sie stehen als ein „Zeugnis einer Epoche da, die vorüber ist, nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluss offenbart."

Mitteilungen und Nachrichten.

Schenkungen. Von Ungenannt durch Frl. M. St., Bern, Fr. 50.—. Von dem Reinhardschen Rechnungstabellenwerk Fr. 78.90. Legat von Frl. St. sel. in Basel Fr. 475.—. Diese Gaben verdankt herzlich *Der Vorstand.*

Zur Frage der Verheiratung der Lehrerinnen. In London gibt es einen Verein der verheirateten Lehrerinnen, der uns folgende Zuschrift sendet:

Dear Madame Aug. 10th, 1912.

At the last meeting of the above association I was instrusted to write to you with regard to the recent decision of the Grand Council of the Canton of Zurich against the employment of married women teachers. My Association feels that this decision is antagonistic to the liberty of the individual, and that such a regulation may lead to the penalising of marriage and maternity.

J am desived to convey to the teachers of Zurich the sympathy of the London Married Women teachers' Association in the unsucessful efforts to prevent the decision becoming effective.

J identify myself with this expression of sympathy and beg to remain

Yours faithfully *M. E. Ridge* (Mrs.)

Dieser Brief ist ein erfreuliches Zeichen der internationalen Solidarität aller Frauen und wird die Zürcher Lehrerinnen im bevorstehenden Kampf ermutigen. Glückauf! E. G.

Statistik der Gemeindebesoldungen der Primarlehrerschaft des Kantons Bern. Der Kantonalvorstand des bernischen Lehrervereins publiziert eine 24 seitige Broschüre, die über verschiedene Misstände in der Ausrichtung der Naturalien (Wohnung, Holz und Land) sowie über das Verhältnis der Barentschädigungen für fehlende Naturalien zu den ortsüblichen Preisen Aufschluss gibt. Die Zahlen, die da in langen Reihen Seite für Seite aufgeführt sind, geben ein düsteres Bild über den Zustand der Gemeindebesoldungen im Kanton Bern. Das Besoldungsgesetz vom 31. Oktober 1909 garantiert der Lehrerschaft eine Gemeindebesoldung von Fr. 700 plus die üblichen Naturalien oder entsprechende Entschädigungen. Ziehen wir nun aber von der Totalbesoldung (Bargehalt plus Naturalien) den Betrag ab, den diese letzteren nach ortsüblichen Preisen